

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Treichel, Hans-Ulrich
Anatolin

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4076
978-3-518-46076-4

suhrkamp taschenbuch 4076

In seinem Bestseller *Der Verlorene* erzählte Hans-Ulrich Treichel zum ersten Mal von dem unbekannten älteren Bruder, der 1945 bei der Flucht abhanden kam, in *Menschenflug* machte sich sein in der Midlife-Crisis stecken-der Held zaudernd auf, den Verlorenen zu suchen, der seine Kindheit überschattete. Jetzt, in *Anatolin*, mündet die Geschichte in einer überraschenden Wende – doch der Schmerz der verlorenen Erinnerung bleibt. *Anatolin* ist ein komischer und melancholischer Roman um die Suche nach der eigenen Biographie. Und wer meint, daß hinter dem Erzähler der erfolgreiche Autor steckt, hat nicht unrecht – und wird doch an der Nase herumgeführt. Hans-Ulrich Treichel ist Professor am Deutschen Literaturinstitut der Universität Leipzig. Seine Romane wurden in 26 Sprachen übersetzt.

Hans-Ulrich Treichel
Anatolin
Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto: Enzo Pifferi

suhrkamp taschenbuch 4076

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46076-4

I 2 3 4 5 6 – I4 I3 I2 II IO O9

Anatolin

Abfahrt Berlin Hauptbahnhof 12.37 Uhr. Ankunft Kutno 17.07 Uhr. Der Berlin-Warszawa-Express war reservierungspflichtig. Ich hatte einen Platz an der Abteiltür reserviert, da ich sowohl im Flugzeug als auch in der Bahn zu Beklemmungen neige, wenn ich nicht am Gang beziehungsweise an der Abteiltür sitze. Neben mir war zudem frei, so daß ich mich auf eine entspannte Reise freuen konnte. Mir gegenüber saß eine ältere, ganz in Schwarz gekleidete Dame und daneben ein junges, unübersehbar verliebtes Pärchen. Der junge Mann mit seinem strohig-blonden Haar, den vollen Lippen und melancholischen Augen gefiel mir. Und das Mädchen, das eine sehr tief sitzende Jeans, eine viel zu kurze Bluse und eine Perle im Bauchnabel trug, ebenfalls. Die beiden redeten unentwegt miteinander, allerdings auf polnisch, was ich schade fand, ich hätte sie gern ein wenig belauscht. Und wenn sie nicht redeten, dann küßten sie sich, was weder die ältere Dame noch mich störte. Im Gegenteil. Wäre ich der junge Mann

gewesen, dann hätte ich das Mädchen auch geküßt. Ich fand es sehr anziehend, zumal sie mich beim Küssen einige Male durch den Vorhang ihrer brünetten Haare unverhohlen anschaute und anscheinend nichts dagegen hatte, daß ich den beiden bei ihren Zärtlichkeiten zusah.

Ich bemühte mich trotzdem, mich auf meine eigenen Angelegenheiten zu konzentrieren, und blätterte zuerst im Fahrplanheft, holte dann meine Lektüre aus der Tasche und breitete sie auf dem Sitz neben mir aus. Der Zug fuhr laut Plan über Frankfurt/Oder, Rzepin, Poznan und Konin nach Kutno. Konin kannte ich aus den Papieren meiner Eltern. Hier hatten sie im Januar 1945 ihr erstes Kind Günter auf der Flucht vor den Russen zurücklassen müssen, waren danach in einen Wald geflüchtet und schließlich für ein Jahr in einem polnischen Arbeitslager interniert worden. Sie hatten ihren verlorenen Sohn trotz jahre- und jahrzehntelanger Suche mit Hilfe des Suchdienstes des Roten Kreuzes niemals wiedergefunden. Ich hatte darüber vor gut einem Jahrzehnt ein Buch geschrieben. Einige Jahre später habe ich ein Buch über einen Mann namens Stephan geschrieben, der

als Akademischer Rat in Berlin lebt, ein Buch über seinen verlorenen Bruder geschrieben hat und sich noch einmal, sechzig Jahre nach Kriegsende, auf die Suche nach dem Bruder begibt. Bald darauf habe ich es ihm nachgetan und mich auch selbst auf die Suche nach meinem Bruder gemacht. Die Suche habe ich inzwischen hinter mir.

Stephan hatte sich außerdem vorgenommen, einen Ort namens Bryschtsche oder auch Bryszcze in der Ukraine zu besuchen, wo sein Vater geboren worden war. Er hatte den Ort dann doch nicht besucht und war lieber nach Ägypten gereist, um sich die Pyramiden anzuschauen, Freuds *Traumdeutung* zu lesen und sich in einem Hotel auf einer Nilinsel unweit von Luxor auf eine Affäre mit einer deutschen Archäologin einzulassen. Er hat recht daran getan, denn was hätte ihn in der Ukraine schon erwartet? Ein verschlafenes Bauerndorf, wenn überhaupt. Vielleicht existierte es schon längst nicht mehr und war irgendwelchen Plattenbausiedlungen gewichen. Stephan ist nicht nach Bryschtsche gereist. Ich wollte es besser machen. Die Reise habe ich inzwischen ebenfalls hinter mir.

Ich bin wahrhaftig in Bryschtsche gewesen, worüber ich mich noch immer ein wenig wundere. Denn Bryschtsche war für mich kein wirklicher Ort, den man einfach so mit dem Auto oder dem Bus aufsuchen konnte. Bryschtsche war für mich immer nur dieser fremde, unaussprechliche Name, hinter dem sich die mir zeitlebens ebenso fremde Person meines Vaters verbarg. Bryschtsche, das war der Osten. Und mein Vater war ein Mensch aus dem Osten, der zuweilen zur Hundeleine griff, um seine Söhne zu besseren Menschen zu erziehen.

Ich bin zwar nach Bryschtsche gereist, aber die Person meines Vaters ist mir dort nicht vertrauter geworden. Das wußte ich natürlich vorher, aber ich wollte trotzdem hinfahren. Wahrscheinlich eine Alterserscheinung, diese Reisen in die Geburtsorte der Eltern, denn nichts liegt mir im Grunde so fern wie Familien- oder Stammbaumforschung. Wenn man seinen Stammbaum nur weit genug verfolgt, ist man schließlich mit der halben Menschheit verwandt. Um zu wissen, daß ich von Adam und Eva beziehungsweise dem Sahelanthropus tchadensis oder sonst ei-

nem afrikanischen Vorläufer abstamme, brauche ich keine Stammbaumforschung zu betreiben. Trotzdem stelle ich fest, daß es mich beruhigte, nach Bryschtsche gefahren zu sein. Ich hatte eine Bryschtsche-Lücke, die mit den Jahren beständig größer geworden war und die ich nun geschlossen habe. Früher einmal hatte es mich beruhigt, in die Toskana gefahren zu sein. Ich hatte offenbar eine Toskana-Lücke, die durch eine Reise in die Toskana geschlossen werden mußte. Später hatte ich auch eine Provence- und Andalusien-Lücke, die ich irgendwann ebenfalls geschlossen habe. Jetzt beruhigte es mich, daß ich in ein wolhynisches Bauerndorf im Nordwesten der Ukraine gefahren war. Und daß ich nun im Zug nach Kutno saß, um den Geburtsort meiner Mutter aufzusuchen, beruhigte mich auch.

Bryschtsche lag an der Verbindungsstraße zwischen Luzk und Roshischtsche beziehungsweise Rozyszcze. Ich hatte die Reise allerdings so geplant, daß ich nicht darauf angewiesen war, in Luzk oder in Roshischtsche zu wohnen. Das stellte ich mir ziemlich trostlos vor. Statt dessen bin ich nach Lemberg gefahren, das auf ukrai-

nisch Lviv und auf russisch Lvov heißt. Lemberg war neben Kiew der einzige Ort in der Ukraine, von dem es einen eigenen Reiseführer gab, was schon für sich genommen ein Indiz dafür war, ein Lemberg-Besuch könne sich lohnen. Abgesehen davon, daß seit einiger Zeit des öfteren Zeitungsartikel über Lemberg erschienen waren und die Stadt sich offenbar zu einem neuen Reiseziel entwickelte. Wer früher nach Krakau fuhr, der fuhr jetzt nach Lemberg.

In Lemberg war ich, was sonst nicht meine Art ist, erst einmal im Grandhotel abgestiegen. Ich wollte nichts riskieren – was immer man in der Ukraine riskieren konnte. Allerdings schläft man schlecht im Lemberger Grandhotel. Die Betten sind so hart, daß man glaubt, man habe auf dem Pflaster des Prospekt Svobody geschlafen, an dem das Grandhotel sich befindet.

Nach nur einer Nacht im Grandhotel bin ich ins Hotel Leopold umgezogen, das genauso teuer wie das Grandhotel ist, aber bessere Betten hat. Außerdem befindet es sich in einem gerade erst renovierten palaisähnlichen Gebäude und nur wenige Meter vom Rynok genannten Marktplatz

entfernt, der wahrscheinlich zu den schönsten Plätzen Europas gehört.

Über ein auf die Ukraine spezialisiertes Reisebüro in Berlin hatte ich die Telefonnummer einer Professorin bekommen, die mir wiederum einen Fahrer mit Wagen und einen Dolmetscher für die Fahrt nach Bryschtsche besorgen würde. Laut Auskunft des Reisebürobesitzers würde mir die Professorin einen Germanistikstudenten vermitteln, der mich begleiten und mir als Dolmetscher zur Verfügung stehen werde. Ich rief die Professorin an, und sie meinte, ich solle vorbeikommen, am besten sofort, da sie gerade Zeit habe, vom Hotel Leopolis bis zu ihrer Universität unterhalb des Schloßberges brauche man zu Fuß nur zwanzig oder dreißig Minuten. Sie nannte mir die Adresse, und ich machte mich auf den Weg.

In Lemberg kann man sich im Grunde nicht verlaufen, wenn man sich an den Schloßberg hält, der von beinahe jedem Punkt der Stadt aus zu sehen ist. Die Straße, in der die Universität sein sollte, fand ich ohne Probleme. Aber die Universität fand ich nicht. Es gab keine Universität, es gab nur ein ziemlich schäbiges Haus mit einem

Schild neben der Eingangstür, das auf ein Spracheninstitut hinwies. Nachdem ich eingetreten war, empfing mich der Portier, der hinter einem Verschlag auf einer Liege gelegen hatte und ein wenig an Kafkas Gregor Samsa erinnerte – nach dessen Verwandlung in einen Mistkäfer. Wie einen überhaupt das ganze Haus an Kafka-Welten denken ließ. Der Mann, der unrasiert und ungekämmt war, dafür aber eine Fliege sowie eine offenbar selbstgestrickte Wollweste trug, die er wiederum in seine Hose gesteckt hatte, sprach kein Deutsch, was ich ja auch nicht verlangen konnte. Der Mann begriff nicht, was ich wollte, und baute sich so vor mir auf, daß ich keinen weiteren Schritt in das Gebäude hinein hätte machen können.

Zum Glück erschien bald eine blonde Dame, die ein paar Worte mit dem Portier wechselte, der mich schließlich passieren ließ, so daß ich der Dame in den ersten Stock folgen konnte. Die Dame war eine Mitarbeiterin der Professorin, und letztere erwartete mich bereits. Das heißt, insgesamt erwarteten mich drei Damen mittleren Alters, und auch die vierte setzte sich dazu. Wir saßen

allesamt um den Schreibtisch der Professorin herum in einem renovierungsbedürftigen Büro, dessen Fenster mit einer Jalousie verhängt war. Der Blick nach draußen war wahrscheinlich zu deprimierend, denn auch bei meinem zweiten Besuch in einem anderen Büro dieses Instituts sah ich nur verhängte Fenster. Die Dame hinter dem Schreibtisch begrüßte mich mit großer Chefinnengeste und stellte sich auch gleich als Direktorin des Hauses vor, bei dem es sich, wie sie mir erklärte, um eine Privatuniversität handelte. Ich gab mich damit zufrieden, es ging mich ja auch nichts an, ich wollte nur einen Fahrer und einen Dolmetscher, besagten Germanistikstudenten. Es hätte auch eine Germanistikstudentin sein dürfen, aber das sagte ich nicht. Die Professorin schlug darauf vor, daß eine der anwesenden Damen, die Jelena hieß und hier als Deutschdozentin tätig war, mich nach Bryschtsche begleiten würde. Als ich erwiderte, daß ich auch sehr gern mit einem Studenten reisen würde, meinte sie, daß wegen der Ferien keine Studenten in der Stadt seien, was ich ihr aber nicht recht glaubte. Offenbar wollte sie ihrer Kollegin einen Job verschaffen. Außerdem würde

ihre Kollegin auch eine Stadtbesichtigung mit mir machen, falls ich dies wünschte. Ich hatte keine Lust auf eine Stadtbesichtigung mit Jelena, mein Lemberg-Führer hatte mir bereits beste Dienste geleistet. Andererseits war die Besichtigung ein guter Test, ob ich es mit der Frau überhaupt einen ganzen Tag lang aushalten würde. Lemberg war geradezu überlaufen von hinreißend schönen jungen Frauen, diese vier postsozialistischen Matronen aber gefielen mir überhaupt nicht. Ich stimmte trotzdem einer zweistündigen Stadtführung zu, bestand aber darauf, daß diese Führung sofort stattfinden müsse, unmittelbar nach unserer Besprechung, worauf die Professorin sagte: »Kein Problem.«

Dann sprach sie etwas, das wie »Avanz« oder »Avance« klang und offenbar Vorschuß bedeutete. Ich gab ihr einen Fünfzig-Euro-Schein, den sie ohne jeden Kommentar einstrich. Nun war noch die Sache mit dem Fahrer und Dolmetscher zu klären. Ebenfalls kein Problem, meinte sie, sie kenne da jemanden, der zwar kein Deutsch, aber Englisch spreche. Und natürlich Russisch und Ukrainisch. Allerdings habe er kein Auto. Das

müsse ich besorgen. Ich hatte aber auch kein Auto. Ich hatte noch nicht mal einen Führerschein. Also verzichtete ich auf den Fahrer und nahm mir vor, über das Hotel einen Fahrer mit Wagen zu mieten. Auch wollte ich die Reise nicht mit einem Bekannten der Professorin unternehmen, zumal sich bei der anschließenden Stadtführung herausstellte, daß Jelena keinen blassen Schimmer von Lembergs Sehenswürdigkeiten hatte, von der Stadtgeschichte und der Tatsache, daß ein Drittel der Lemberger Bevölkerung einmal jüdisch war, ganz zu schweigen.

Jelena lebte noch nicht lange in Lemberg, sondern kam aus einem Ort namens Ivano-Frankivsk, der, wie ich wußte, nach dem ukrainischen Nationaldichter Ivan Franko benannt worden war. Ivano-Frankivsk wiederum hatte vor der Umbenennung Stanislaviv geheißen, was ich aber nicht wußte. Ich wußte allerdings, daß Ivan Franko ein Buch mit dem Titel *Als die Tiere noch sprechen konnten* geschrieben hatte, welches auch ins Deutsche übersetzt worden war. Das hatte ich allerdings zwei Tage vor meiner Begegnung mit Jelena noch nicht gewußt, denn ich hatte das Buch und seine

deutsche Übersetzung in einer Ausstellungsvitrine im Lemberger Ivan-Franko-Haus gesehen, das ich einen Tag zuvor besichtigt hatte und das direkt neben dem Wohnhaus von Mychajlo Hruschewskyj lag, der ein bedeutender ukrainischer Historiker und Politiker gewesen war und von dem ich bis zu diesem Tag auch noch nie etwas gehört hatte.

Bei den Lemberger Kirchen war ich Jelena dank meines Lemberg-Buches weit überlegen und bei den Häusern am Rynok ebenfalls: Schließlich war in meinem Reiseführer jedes der vierundvierzig Bürger- und Patrizierhäuser, die den Platz säumten, einzeln beschrieben, und ich hätte der Frau eine perfekte Besichtigung des Lemberger Marktplatzes bieten können. Hätte sie mich beispielsweise nach dem Haus mit der Nummer 2 an der Nordostecke des Platzes gefragt, dann hätte ich ihr ohne Umstände geantwortet, es handele sich um das Bandinelli-Haus, das Ende des 16. Jahrhunderts für den Kaufmann und ersten Lemberger Apotheker Hieronim Wendel im italienischen Renaissancestil errichtet worden war. Und daß das Haus im 17. Jahrhundert in den Besitz des

Italieners Roberto Bandinelli kam, eines Enkels des Bildhauers Bartolommeo Brandini, der auch Baccio Bandinelli genannt wurde und der der Sohn des Goldschmieds Michelangelo de Viviano de Brandini aus Gaiuole bei Florenz war. Roberto erhielt irgendwann das Postprivileg und den Titel »Königlicher Postbote«, was ihn berechtigte, in seinem Haus am Marktplatz die erste Lemberger Poststelle zu eröffnen. Leider fragte mich Jelena nicht nach dem Haus mit der Nummer 2, so daß ich ihr diese Ausführungen schuldig bleiben mußte. Wenn ich schon von ihr nichts Neues über die Stadt erfuhr, konnte sie mir wenigstens bei einem Einkauf behilflich sein. Ich hatte eine eitrige und vor sich hin pochende Entzündung am rechten Daumennagel und brauchte eine antibiotische Salbe, die ihr in der Apotheke auch ohne weiteres verkauft wurde. Nach dem Gang zur Apotheke bezahlte ich die sogenannte zweistündige Stadtführung, die sich im Grunde auf den Apothekenbesuch beschränkt hatte, und teilte Jelena mit, ich würde doch keine Dolmetscherin auf die Fahrt nach Bryschtsche mitnehmen, schließlich werde es dort mit den Bewohnern nicht viel zu bereden ge-

ben, falls in Bryschtsche überhaupt noch jemand lebte. Die fünfzig Euro Avance oder Avanz wolle ich allerdings zurückhaben und deshalb morgen noch einmal bei der Professorin vorbeischaun. Am Tag darauf buchte ich an der Hotelrezeption einen Wagen mit Fahrer für den übernächsten Tag, was vollkommen unproblematisch war. Der Fahrer sollte ein Mann mit Englischkenntnissen namens Jurij sein und der Wagen ein Ford Mondeo. Der Preis für eine Acht-Stunden-Fahrt betrug 199 Dollar. Das war nicht wenig. Um so mehr war ich gewillt, mir die fünfzig Euro wiederzuholen. Dann sprach ich noch einmal in der Privatuniversität vor. Wieder versperrte mir Gregor Samsa den Weg. Wieder das übliche Nichtverstehen. Ich zeigte nach oben in den ersten Stock und sagte »Professorin«. Der Portier schüttelte den Kopf. Und wieder erschien eine ältere Dame, die mich allerdings nicht in den ersten Stock führte, sondern in einen Büroraum im Erdgeschoß. Es war der traurigste Büroraum, den ich in meinem Leben bisher gesehen hatte, was zum einen an der matten Licht spendenden Neondeckenleuchte und zum anderen am Mobiliar lag, das aus ei-